

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4827) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen.

Meineid!

Leipzig, 11. März.

Es sind fromme und gerechte Leute, die am Sonnabend in Güstrow einen ehrlichen Mann auf zwei Jahre ins Zuchthaus geschickt haben. Es sind tadellose Geschäftsleute und gute Familienväter, einwandfreie Stützen des mecklenburgischen Staates. Ihre Herzen sind gewiß nicht stülplos. Wenn sie im Theater ein Stück sehen würden, in dem ein braver Mann, Ernährer seiner acht Kinder, unschuldig oder um lächerlich geringen Verschuldens willen, auf Jahre in den Kerker geschleppt wird, so würden sich ihre Augen vor Mahrung feuchten und sie würden die Faust ballen gegen seine grausamen Peiniger.

Die Geschworenen von Güstrow aber waren redlich davon überzeugt, daß der Arbeiter Harder ein im Grunde verworfener, gottloser, lasterhafter Mann sei, dem man jede Schlechtigkeit: als Fürstenmord, Raub und Plünderung wohl zutrauen dürfe. Denn er hatte die Sprechstunde des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Herzfeld besucht. Hier setzt die Tragikomödie ein, die in der Geschichte der ungeheuerlichen Prozesse ihre dauernde Stelle behaupten wird.

Es muß zunächst daran erinnert werden, was so eine Sprechstunde eines sozialdemokratischen Abgeordneten in Mecklenburg bedeutet. So seltsam, so erschütternd komisch es klingt, auch so eine Sprechstunde bedeutet für die Ruzjände des Obotritenlandes eine Auflehnung. Eine Auflehnung nicht etwa gegen die Gesetze, sondern gegen das, was dort wie überall höchstes Gesetz ist, gegen den Willen der Machthaber. Durch Vernichtung jedes Versammlungsrechtes sucht man den oppositionellen Abgeordneten der Möglichkeit zu berauben, mit der Bevölkerung in Fühlung zu treten. So vereint die Sprechstunde den doppelten, den Machthabern doppelt verhassten Zweck, einzelnen aus der Bevölkerung Rat in Rechtsstreitigkeiten zu gewähren und den Abgeordneten mit den Wählern bekannt zu machen.

So geschah es auch am 3. Februar 1901 im Dorfe Ramin. Die Sache wäre mit der Abhaltung der Sprechstunde erledigt gewesen, und die Umsturzleute hätten in diesem Kleinkriege um ihr politisches Recht als unbefristete Sieger den Kampfplatz verlassen.

So leicht aber giebt die Gegenpartei den Kampf nicht auf. Sie ist sich dessen bewußt, daß sie die höchsten Güter der Nation, die großherzogliche Monarchie und das geheiligte bürgerliche Eigentum gegen die Angriffe einer frechen vaterlandslosen Rote verteidigt, und setzt alle Hebel in Bewegung, um wenigstens für die Zukunft die Wiederholung ähnlicher Vorgänge zu verhindern.

Um Ramin vor weiteren Zusammenkünften der Roten und damit die christliche Weltordnung vor dem Untergange zu bewahren, läßt man nun die letzte Mine springen. Es muß dem Gastwirt bewiesen werden, daß man nicht ungestraft Räuber und Mörder beherbergt. Zu diesem löblichen Zwecke erstattet einer der Findigsten unter den gestimmungstüchtigen Leuten der Behörde die Anzeige, daß der Gastwirt während der Kirchzeit Bier ausgeschänkt habe. Die untersuchende Behörde findet diese welterschütternde Entdeckung nicht nur von verschiedenen ehrenwerten Leuten bestätigt, sondern sie ist auch von vorneherein überzeugt, daß der Helfershelfer der Gottes- und Staatsverächter wohl im Stande sei, die Gesetze der Kirche und des mecklenburgischen Selbstherrschers frech zu verletzen. Eine hochnotpeinliche Untersuchung wird eingeleitet.

Hier nun tritt der unglückliche Harder zum erstenmal auf. Er behauptet, nicht während der Kirchzeit, sondern später Bier getrunken zu haben. Ueber die näheren Umstände befragt, bekundet er, daß er nach der Kirchzeit zur Sprechstunde gegangen sei. Auf dem Wege dahin habe er bei einer bekannten Frau Klöße und Pflaumen gegessen.

Man sieht, für die besorgten Wächter der Gesellschaftsordnung von Ramin gestaltet sich die Situation sehr bedrohlich. Die Sprechstunde ist abgehalten worden, der Wirt ist nicht zu fassen, und nichts bürgt dafür, daß er nicht noch ein zweites Mal durch Hergabe seines Totals den Bestrebungen der Revolutionäre Vorschub leiste.

Da erhebt sich als Retter des bedrängten Vaterlandes der Händler Wulf. Er ist die einzige unter den handelnden Personen, der man mit gutem Gewissen die Bezeichnung ehrenwert verjagen muß. Er ist gleichwohl die wichtigste; er gewinnt die Schlacht. Mit der Erklärung, er wisse, daß Harder bei der besagten Frau keine Klöße gegessen habe, zerstückt er die Hydra der Empörung. In Staub mit allen Feinden Mecklenburgs!

Harder darf keine Klöße gegessen haben! Denn wenn er Klöße gegessen hat, hat der Wirt während der Kirchzeit kein Bier ausgeschänkt. Hat der Wirt kein Bier ausgeschänkt, so kann man ihm nicht an den Leib. Kann man ihm nicht an den Leib, so kann man künftige Sprechstunden des Abg. Herzfeld nicht verhindern. Kann man aber das nicht, so wird das Eldorado des Herrenrechts und der Volksauspöderung zerstückt. So hängt das Kleinste mit dem Größten zusammen.

Es steht geschrieben: Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes nicht mißbrauchen. Aber in der Strafprozessordnung steht es anders, als im Decalog. Und so ließ man den Zeugen Harder unter Anrufung des Namen Gottes darüber aussagen, ob der Wirt zu dieser oder jener Zeit Bier ausgeschänkt habe, und ob er Klöße mit Pflaumen gegessen

habe, ob es nicht Pflaumen ohne Klöße oder Klöße ohne Pflaumen waren, oder ob er überhaupt keine Pflaumen und keine Klöße gegessen habe, ob er die Klöße auf dem Hinwege oder auf dem Rückwege gegessen habe. Harder entscheidet sich dafür, auf dem Hinwege gegessen zu haben, und er ist verloren.

Zwar giebt der Staatsanwalt selbst zu, daß die Angabe Harders, er sei zur Sprechstunde gegangen, als die Kirchzeit bereits beendet war, nicht zu widerlegen sei, da sie durch sehr viele Zeugen bestätigt wurde. Die Aussage Harders erweist sich also in ihren wesentlichen Teilen als unanfechtbar. Harder hat wirklich erst nach der Kirchzeit sein Bier getrunken, aber — er hat zuvor keine Klöße gegessen.

So behauptet wenigstens der Händler Wulf, der nach der Aussage eines Pastors seine Heuchelei durch angenommene Niederkeit zu bedecken versucht. Es werden noch andere Zeugen vernommen. Das Ergebnis ist für den Angeklagten vernichtend. Er soll auf dem Wege zur Sprechstunde keine Klöße mit Pflaumen gegessen haben. So sagen sie aus unter Anrufung des allwissenden Gottes, der sich also auch darum kümmern muß, wann der Arbeiter Harder seine Klöße gegessen hat!

Vielleicht weiß er es! Aber die Bauers- und Arbeiterleute aus Ramin sind nicht allwissend. So wenig wie der unglückliche Harder allwissend ist. Es wird wahrscheinlich niemals aufgeklärt werden, ob er irrte oder sie.

Die Geschworenen haben ihn des Meineids schuldig gesprochen. Auch sie sind nicht allwissend, auch sie können irren.

In den Kerkern von Bilsen schmachtet ein Mensch, der ein junges Mädchen zu jüdisch-ritualen Zwecken ermordet haben soll. Und auch die, die ihn verurteilt haben, sind fromme ehrenwerte Leute gewesen, gute Familienväter, einwandfreie Geschäftsleute und tadellose Stützen des österreichischen Staates.

Daß es ein furchtbarer finsterner Aberglaube war, der sie zu diesem seltsamsten Spruche der Rechtsfindung getrieben hat, ist ihnen so wenig bewußt wie den Richtern von Güstrow. So setzt jene davon überzeugt sind, daß die Juden Christenmädchen schlachten, so sehr sind diese davon überzeugt, daß einem Manne, der Herzfelds Sprechstunde besucht, jede Missethat, besonders aber ein Meineid — denn an einem solchen Siege einem Sozialdemokraten nicht! — wohl zuzutrauen sei.

Sie selbst, die sicher mit klarer Ueberlegung keinen ehrlichen Mann für zwei Jahre ins Zuchthaus schicken wollten, sind Opfer eines furchtbaren Irrtums geworden, und die Schuld daran fällt auf jene zurück, die geflissentlich einen

Seniileton.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

„Guten Tag, Thomsen!“
„Nein, was sieht man!“ sagte Thomsen freudig überrascht und schob sich seitwärts im Taschenkrebengang bis an den Gartenzaun. „Das ist ja wahrhaftig Frau Fredrikken!“
„Ja, sie selber leibhaftig!“ lachte die Hebamme. „Wie geht es denn, Herr Hofbesitzer?“
Manuel lächelte wehmütig:
„Man hat ja alle Hände voll, Frau Fredrikken, wenn man den Dreck ausmisten will, den die Schweine hinterlassen haben.“
„Ja, aber jetzt kann man es doch schon merken!“
„Ach ja, — das kann man wohl.“
Thomsen sah mager und müde aus. Seine runden Wangen waren eingefallen, und seine Schultern hingen mehr denn je.
„Guten Tag, Jens Jørgensen!“ grüßte er freundlich. Der glückliche Vater aber brummte nur.
„Was für eine Menge Menschen Sie in Arbeit haben! Ganz wie auf einem Rittergut!“ sagte Frau Fredrikken.
„Ja, man muß ja sehen, daß man fertig wird.“
„Sie sehen ein wenig angegriffen aus, Thomsen!“
„Ach ja, man hat ja kein leichtes Leben.“ —
Jens Jørgensen grünte ungeduldig.

„Ja, jetzt geht es gleich weiter,“ sagte die Hebamme. „Und Ihre Mutter und Ihre Frau, Thomsen?“
„Denen geht es gut, danke! — Die bewegen sich ja vornehmlich im Hause.“
Die Hebamme sah verschmüht aus:
„Und wann schicken Sie den Wagen, der mich abholen soll?“
Thomsen errötete.
„Mit solchen Sachen treibt man keinen Scherz,“ sagte er.
„Hi, hi, hi! — Dann also adieu, Thomsen! Und grüßen Sie auch!“
„Wie sieht das Haus in der Stadt aus?“ fragte Manuel hastig, beinahe verlegen.
„Ja — a, es hält sich ja noch von Ihrer Zeit her, aber —“
„Man hätte es nicht verkaufen sollen, Frau Fredrikken.“
„Wollen Sie denn jetzt zwei Grundstücke haben?“
„Hü! Hü!“ rief der glückliche Vater und trieb die Pferde mit einem Peitschenhieb an; jetzt wollte er nicht länger halten und dies dumme Gerede mit anhören.
„Grüßen Sie auch! Grüßen Sie auch!“ rief Frau Fredrikken und winkte. „Und sehen Sie bei mir ein, wenn Sie zur Stadt kommen!“
„Danke!“ sagte Thomsen, er blieb stehen und sah dem Wagen sehnsüchtig nach, bis er zwischen den Klosterhügeln verschwunden war. — — —
Die „Idee“, die Emanuel Thomsen an jenem Abend auf dem Februarball bekommen, hatte die Stadt abermals mit einem epochenmachenden Unterhaltungsthema

versehen, während sie gleichzeitig Mutter Karens Herzen manchen tiefen Seufzer entlockt hatte.
Die „Idee“ war nämlich nichts Geringeres als der Entschluß, sofort, stehenden Fußes, allen Ratschlägen und Ermahnungen zum Trost, den Mühlenhof zurückzukaufen!
Und der Grund war einzig und allein der, daß Graf Rosenfalk Thomsen seinen Nachbar genannt hatte. —
Jetzt konnte ihm die Stadt den Buckel hinaufkriechen!
Mutter Karen hatte ihre Hände gefaltet.
„Mein Gott, lieber Manuel, kannst Du dem nicht eben so gut bis zum Juni warten, wo doch —“
„Nein!“
„Ja, aber weshwegen willst Du denn durchaus gerade jetzt kaufen, Manuel —“
„Weil man es will! — Punktum!“ — —
Und der Mühlenhof wurde gekauft.
Im März war das Geschäft abgeschlossen. Und jetzt hatte man Mai. — —
Manuel hatte gestrahlt wie ein Johannisfeuer, als er seinen Einzug hielt. Wulfbine und Onkel Jakob waren eingeladen worden. Und wie ein siegestrunkenener Mann hatte Thomsen sie umhergeführt, hatte mit seinen langen Armen gestikuliert, geredet, gelacht, geschwätzt, so daß es in den öden Räumen widerhallte. Es war Portwein und Kaffee gereicht worden, und Manuel hatte eine Rede gehalten, die es mit jeder Rede des Oberlehrers Clausen hätte aufnehmen können.
Aber dann kam das „Gintzerher“.
„Ahem, ahem, Brrr!“ räusperte sich der Menschen-Morosenheit. Sie gingen weiter und betrachteten die Dinge mit kritischem Blick. „Paff, paff!“ sagte er und sog an